

Zeitschrift für Interkulturellen Fremdsprachenunterricht

Bergem, Wolfgang (2005), *Identitätsformationen in Deutschland*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften (= Forschung Politik). ISBN: 3-531-14646-7. 390 S., 44,90 Euro.

Rezensiert von **Jan-Paul Pietzuch** (Universität Bielefeld/Deutschland)

Erschienen online: 1. Oktober 2008

© *Zeitschrift für Interkulturellen Fremdsprachenunterricht* 2008

Mit dem vorliegenden Buch, der gekürzten und aktualisierten Fassung seiner 2004 eingereichten Habilitationsschrift, begibt sich der Politikwissenschaftler Wolfgang Bergem in ein Themenfeld, das in den letzten Jahren nicht nur im Bereich des Geistes- und Sozialwissenschaften eine 'unheimliche Konjunktur' (Lutz Niethammer) erfahren hat, sondern auch einen gleichermaßen konstanten wie gegenwärtig hoch aktuellen Topos im internationalen gesellschaftspolitischen Diskurs bezeichnet: das Diskussions- und Untersuchungsfeld der ‚kollektiven Identität‘. Mit der eingangs recht allgemein formulierten Absicht, „zu ergründen, [...] welche Veränderungen die verschiedenen Formen kollektiver Identität in Deutschland vor allem seit der staatlichen Vereinigung erfahren haben“ (20), legt der Autor von Beginn an eine spezifische, an politisch-formal institutionalisierten Räumen orientierte Perspektive auf den Gegenstand offen.

Als heuristische Basis seiner Untersuchung benennt Bergem zum einen die „empirisch begründet[e] Feststellung, dass personale wie kollektive Identitäten in den liberal-demokratisch verfassten politischen Systemen moderner Gesellschaften plurale, prozesshafte und entsprechend offene Gebilde sind“, zum anderen „die theoretisch begründet[e] Annahme, dass sie dies im Wesentlichen auch nur sein können“ (ebd.). Im Hinblick auf die Formen kollektiver Identität im vereinten Deutschland ist zudem die These leitend, „dass der Beitritt der DDR zur Bundesrepublik nicht bloß eine territoriale Erweiterung einer ansonsten weiter bestehenden Bundesrepublik gebracht hat, sondern dass mit und in der Folge der zweiten deutschen Vereinigung eine veränderte, eine Berliner Republik entstanden ist“ (ebd.).

Um den genannten, selbst für eine Habilitationsschrift sehr ambitionierten, Fragenkomplex zu bearbeiten, erscheint dem Autor – und das ist sehr gut nachvollziehbar – allein ein mehrperspektivisches methodisches Vorgehen geeignet, das auf interpretativen, historisch-genetischen und hermeneutischen Ansätzen basiert, denn schließlich lasse sich ein Thema wie Identität nicht „*more geometrico* vermessen“ und auch die Ergebnisse der quantitativ-empirischen Umfrageforschung, auf die man sich in der Politischen Kultur-Forschung gern beruft, böten „allenfalls Anhaltspunkte für ein über Erklären hinaus reichendes Verstehen des Phänomens der Identität“ (20f.):

Mit diesem Forschungsansatz und dem erwähnten, scheinbar konstruktivistisch informierten, Erkenntnisinteresse rückt Bergems Studie auch in das Blickfeld der fremdsprachenwissenschaftlich verorteten Kulturstudien des Faches

DaF, in denen das Thema der ‚kollektiven‘ oder ‚kulturellen Identität‘ im Allgemeinen und die Frage nach Essenz und Konstruktivität von ‚Identität‘ im Besonderen, ebenfalls von verstärktem forschungs- und unterrichtspraktischen Interesse sind.

Auf den ersten Blick in das Inhaltsverzeichnis besticht das Buch durch eine stringente und logische Gliederung. Nach einer vorangestellten „Exposition“ entfaltet Bergem seine Argumentation in vier Großkapiteln (A-D), die mit „Konzeption: Kultur und Identität“, „Abstraktion: Kulturalisierung von Identität“, „Konkretion: Politisierung von Identität“ und „Konklusion: Berlin ist nicht Bonn“ überschrieben sind. Der erste Teil des umfangreichen konzeptionellen Kapitels zu Kultur und Identität nimmt seinen Ausgang in der Frage, warum es bislang keinen politikologischen Kulturbegriff gebe, obwohl der sog. ‚cultural turn‘ inzwischen auch die Politikwissenschaften erfasst habe und „das Fahnenwort *Kultur* an die Stelle des [...] Gesellschaftsbegriffs zu treten [scheine]“ (26). Über die Auseinandersetzung mit ‚Klassikern‘ der Kulturwissenschaften beansprucht Bergem hier ein „originär politikwissenschaftliches“ Kulturkonzept zu entwickeln, das als „semiotisches Verständnis von Kultur zunächst die Bedeutungskomponente sozialen Handelns und damit den gesellschaftlichen Bedarf an Sinnstiftung und Deutung, die normative Orientierung und Selbstverortung erst ermöglichen, [betont]“ (27).

Im zweiten Großkapitel („Abstraktion“) widmet sich Bergem den Fragen der Konstruktivität und/oder Essenz von (personaler wie kollektiver) Identität, den integrativen und distinktiven Funktionen von ‚Identität‘ sowie schließlich der Genese bzw. Generierung von Identitäten über ‚Erinnerung‘, ‚Raum‘, ‚Werte‘ und ‚Institutionen‘. So steht der „Paradigmenwechsel von der ontischen zur konstruktiven Identität“ im Fokus des ersten Abschnitts, wobei sich der Autor hier überaus kritisch mit Positionen auseinandersetzt, die in den letzten Jahrzehnten „alles Mögliche als gesellschaftliche Konstruktion“ ausgewiesen – „und das heißt hier: als ‚nur‘ konstruiert [...] entlarvt und jeder Essenz entkleidet“ hätten (82f.). Eine solche Beweisführung wirke heute „nicht mehr sonderlich originell“ und auch „argumentativ trivial“ (83f.). Folglich fokussiert Bergem die auf Substantialität gerichtete Frage, „was Identität eigentlich ausmacht, worin sie *in nuce* besteht“; denn nicht zuletzt enthebe „der zweifellos stets führbare Nachweis der Konstruktivität einer sozialen Tatsache [...] diese nicht ihrer Faktizität“ (87). Theoretische Fragen dieser Art würden zudem, so Bergem, auch schnell sekundär, wenn kollektive Identität soziale und politische, ‚faktische‘ Wirksamkeit entfaltet, „indem sie, beispielsweise, Feinde gebiert“ (ebd.).

Das weitaus umfangreichere zweite Teilkapitel der „Abstraktion“ knüpft hier unmittelbar an und diskutiert „die Reziprozität von Integration nach innen und Distinktion nach außen [...] als ein universelles und zeitloses Muster der Identitätskonstruktion“ im Hinblick auf gesellschaftliche bzw. nationale Identität (88f.). Dabei setzt sich Bergem zum einen detailliert (und erfreulich kritisch) mit der sog. Freund-Feind-Theorie des politischen Existentialisten Carl Schmitt und deren Weiterwirken in Diskursen der ‚Neuen Rechten‘ sowie der *Nouvelle Droite* auseinander. Er konstatiert zum anderen aber auch ein mangelndes Erklärungspotential neuerer poststrukturalistischer Ansätze, wie z.B. dem der ‚Transkulturalität‘ (Welsch) oder dem der ‚hybriden Kulturen‘ (Hall), wenn es darum geht, die als Gegenbewegungen zu den dort beschriebenen Pluralisierungs- und Vermischungstrends auftretenden Phänomene der „Wiederbelebung des partikularistischen Nationalismus, [des] Comeback[s] der Ethnizität [...] sowie [der] Ausbreitung des religiösen Fundamentalismus“ zu verstehen (S. 111). Insofern stelle das Prinzip der Freund-Feind-Schematisierung weiterhin ein „ubiquitäres und universelles Phänomen“ dar, das „jedoch in liberalen Demokratien [...] systematisch weniger notwendig und empirisch weniger ausgeprägt [ist] als in Diktaturen, die eher auf ethnische als auf demotische Begründungsprinzipien rekurrieren“ (113). Das identitätsintegrative Potential liberaler Gesellschaften sollte entsprechend, so der Autor, viel stärker „auf ihren eigenen fundierenden Prinzipien [basieren] als auf der sekundären Quelle der Distinktion. [...] Es geht darum, möglichst viel Integration mit möglichst wenig Distinktion zu erreichen“ (114).

Im letzten Teilkapitel der ‚Abstraktion‘ werden schließlich ‚Erinnerung‘, ‚Raum‘, ‚Werte‘ und ‚Institutionen‘ als „genetische Determinanten kollektiver Identität“ eingeführt. Im Anschluss an die inzwischen kanonischen Konzepte des kollektiven bzw. kommunikativen und kulturellen Gedächtnisses betont Bergem die auch aus politikwissenschaftlicher Perspektive grundlegende Rolle des kollektiven Erinnerns „für die Funktion der Geschichte, sowohl Traditionen als auch deren Brüche zu begründen und politische Ordnungen zu legitimieren“ (116). Neben ‚Erinnerung‘, die sich auch als ‚Erinnerungsorte‘ konkretisiere, werden ‚Raum‘, ‚Werte‘ sowie deren Verfestigung in Institutionen als zentrale ‚Identitätsgeneratoren‘ ausführlich thematisiert.

Auf dieser konzeptuellen Grundlage setzt sich das dritte Großkapitel („Konkretion: Politisierung von Identität“) mit den nach Ansicht Bergems maßgeblichen Referenzrahmen der Formation politischer Identität – Nation, Region und Europa – auseinander. Im Zentrum der überaus kenntnis- und materialreichen Argumentation des 108 Seiten umfassenden ersten Teilkapitels („Dimension“) steht dabei die Beweisführung zur oben erwähnten „empirisch begründeten“ und „theoretisch allein möglichen“ These pluraler und prozessualer, v.a. normativ fundierter politischer Mehrfachidentifikationen, deren „Gravitationszentrum“ gleichwohl die Nation darstellt. Schließlich könne die Herausbildung einer europäischen Identität auch nur *mit* den und nicht *gegen* die Nationen erfolgen.

Im zweiten Teilkapitel rekonstruiert Bergem unter dem Stichwort „Manifestation“ als semiotische Repräsentation politischen Identitätsmanagements zu verstehende „kulturelle Ausdrucksformen“ in symbolischer Politik, Architektur und Kunst. Die politische Symbolbedeutung von Architektur fokussierend, beschreibt der Autor in fast elegischen Tönen das Brandenburger Tor in seiner wechselvollen symbolpolitischen Geschichte (seiner „Mehrfachcodierung“) und auch den Reichstag als architektonische Manifestation der neu begründeten Berliner Republik. Ferner wird die durch sachlich-schlichte, zurückhaltende und nüchterne Gestaltung gekennzeichnete politische Nachkriegsarchitektur der Bonner Republik mit einer neuen „politischen Ikonographie“ der 1990er Jahre kontrastiert. Künstlerische Ausdrucksformen politischer Identität werden in einer exemplarischen Analyse der Installation von Hans Haacke im Reichstag untersucht.

Im dritten Teilkapitel „Objektivierung: Sinnstiftung durch Deutung und Diskurs“ legt der Autor schließlich eine kurze Geschichte der deutschen Intellektuellen in ihrer ambivalenten Verortung zwischen Politik und Moral, Geist und Macht, zwischen „Gesinnungsethik und Verantwortungsethik“ (Weber) vor, die letztlich als Plädoyer für eine „republikanische Synthese“ des alten Antagonismus ‚Kultur versus Politik‘ zu lesen ist. Mit den darauf folgenden Ausführungen zu „Gründungsdiskursen der Berliner Republik“, die ihren Ausgang in der „Deutungsoffenheit der Ereignisse des Jahres 1990“ nehmen und primär die „Rückkehr der Nation“ in Form eines Wandels „in Vergangenheitspolitik und Erinnerungskultur“ und den „Wunsch nach nationaler Normalität“ diskutieren, wird in eher essayistischer Form die These ‚Berlin ist nicht Bonn‘ belegt (vgl. 284f.).

Bergems relativierende und stark auf die multiple Verfasstheit moderner Identitäten rekurrende Diskussion der Phänomene Ostalgie und Westalgie und sog. deutsch-deutscher Mentalitätsunterschiede in der „Konklusion“ mündet schließlich in ein „Plädoyer für mehr Gelassenheit und Toleranz im Umgang mit Identitätsdifferenzen im vereinigten Deutschland“ (333), aber auch in die voluntaristisch akzentuierte, identitätspolitische Forderung, an gemeinsame Wertorientierungen anzuknüpfen und die kollektive Identität der ‚Dritten Republik‘ über normative Integration, Inklusion und gesellschaftliche Teilhabe zu stärken.

Bergems Studie zum zwar komplexen, doch letztlich ‚steuerbaren‘ Verhältnis zwischen identitiven (kulturellen, sozialen und sozialpsychologischen) Ressourcen und der Stabilität liberal-demokratischer Systeme empfiehlt sich der interessierten Leserschaft aus mindestens drei Gründen: zum einen bietet sie eine bemerkenswert differenzierte, systematische Einführung und sich durchgängig auf sehr anspruchsvollem Niveau bewegende konzeptionelle Diskussion der Identitätsthematik, zum anderen eine interpretative Analyse ‚deutscher Identitätsformationen‘ aus poli-

tikwissenschaftlicher Sicht. Zum dritten lässt sich das Buch als Einführung in die spezifische Perspektive der Politischen-Kultur-Forschung auf ‚Kultur‘, ‚Identität‘ und ‚Nation‘ lesen und bietet den Kulturstudien damit einiges Potential zur kritischen Reflexion und Verfeinerung von deren begrifflich-konzeptuellem Inventar. Wie deutlich wird, sollte dies jedoch, insbesondere aufgrund der divergierenden Erkenntnisinteressen und ‚Haltungen‘, eher über ‚diskontinuitive‘ als über ‚integrative Strategien‘ geschehen.

So kann vom Standpunkt eines kulturwissenschaftlichen Theorie- und Forschungsprogramms aus, zu dessen konzeptuellem und empirischem Kern individuelle und aktiv-konstruktive kulturelle Lernprozesse im Kontext des Fremdspracherwerbs gehören, durchaus problematisiert werden, wenn ‚Kultur‘ und ‚Identität‘ als politisch *zu managende* Sinn- und Wertesphären konzipiert und primär in ihrer funktionalen Bedeutung für die Legitimität und Stabilität von Nationalstaaten und supranationalen politischen Einheiten dargestellt werden. Kulturelle Identität auszubilden, von politischer Identität zu lösen und früher oder später evtl. auch zu transzendieren, ist vor allem erst einmal Sache des Individuums und sollte auch als solche den Ausgangspunkt theoretischer, empirischer oder praktischer Bemühungen darstellen. Dass die von Bergem skizzierte Formierung kultureller und politischer Identität zudem weitgehend über die ‚Akzeptanz‘ semiotisch verdichteter Deutungsangebote und auf Grundlage eines Sender-Empfänger-Modells von Deutungseliten (Produzenten) und dem ‚Publikum‘ (Rezipienten) funktionieren soll, erscheint nicht nur (kommunikations)theoretisch anachronistisch, sondern auch lebenswelt- und lernpraxisbezogen kaum geeignet, individuelle Prozesse der Aneignung und Transformation kulturellen Sinns ihrer Komplexität gemäß zu modellieren und empirisch zu erforschen.

Wohl ist es kaum angebracht, hier eine Kritik des (intendierten) Identitäts- und Loyalitätsmanagements demokratischer Staaten, wie es sich bei Bergem darstellt, zu formulieren. Interessierte Leser/innen fänden dazu z.B. im Feld der Gouvernementalitätsforschung zahlreiche Anregungen. Aus der Perspektive der Kulturstudien DaF kann jedoch festgehalten werden, dass die Diskussion und Forschung zu den von Bergem erörterten Themenkomplexen nicht hinter den bereits erreichten Stand der konzeptionellen und v.a. auch empirischen Arbeit im Bereich der Kulturwissenschaften zurückfallen sollte. So steht den differenzierten Begriffsbestimmungen von Nation, Identität und Kultur im besprochenen Text eine ganze Reihe an Kernkonzepten gegenüber, deren definitorische Klärung man vergeblich sucht. Während die Rede von ‚Topoi‘, ‚Metaphern‘, ‚diskursiver Identität‘, ‚deutungskulturellen Mustern‘, insbesondere aber ‚Diskursen‘ verschiedenster Art das gesamte Buch durchzieht, bleiben diese Begriffe nicht nur terminologisch unterbelichtet – auch hätte die Adaption einer oder mehrerer der jeweils jedem Konzept zugrunde liegenden analytischen Methodiken die Transparenz des postulierten ‚hermeneutischen‘ Verfahrens erhöht. Obwohl Bergems Studie nicht vorrangig aufgrund methodischer Kriterien beurteilt werden sollte, bleibt zu konstatieren, dass das hier u.a. praktizierte Verfahren, Aussagen über kulturelle und politische Identifikationsprozesse mit statistischen Daten zu belegen, nur bedingt mit kulturwissenschaftlichen Ansätzen neueren Datums korrespondiert, in denen die Gegenstandsangemessenheit quantitativer Umfrageforschung für kulturanalytische Problemstellungen zunehmend in Frage gestellt wird.

Wenn Wolfgang Bergem selbst aufgrund seiner akademischen Lehr- und Publikationstätigkeit zur (politischen oder zumindest) kulturellen Deutungselite zu rechnen ist, dann wünscht man vor diesem Hintergrund mindestens zweierlei: sowohl zahlreiche engagierte, seine Thesen und ‚Identifikationsangebote‘ kritisch hinterfragende Studierende als auch ihm ein offenes Ohr für diese. Was die (wissenschaftliche) Suche nach kollektiver Identität betrifft: Statt weiterhin zu versuchen, den berühmten Pudding (mit immer ‚neuen‘ Werkzeugen) an die Wand zu nageln, wäre es doch mindestens ebenso sinnvoll, dessen jeweiligen Geschmack zu untersuchen – oder sich einmal zur Abwechslung mit den Getränken zu beschäftigen.